

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 17. April 1832.

46

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von L. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Herr Humor und ich,

oder:

Spaziergänge durch Wien.

(Fortsetzung.)

II. Volksleben und Volkstheater.

Erinnerst du dich an das Diner im Café national zu Berlin, mein Lieber, bey welchem uns von den zwey jungen Berlinern das sonderbare Urtheil über Wiens Volkstheater zum Dessert geboten wurde? — Ja, mein Humor, es war am Tage nach der Aufführung der Wiener Localzauberposse von Meißl: „das Gespenst auf der Bastey,“ über welches, wie über dergleichen Stücke im Allgemeinen, wir die buntesten Urtheile zu hören bekamen. Das Gespräch wurde mir zu toll und ich flüchtete mich, ein Berliner Tagesblatt zur Hand, in ein anderes Gemach. — „Ja wohl, ich folgte dir, J. Charles, aber wir waren vom Regen in die Traufe gekommen, denn der Referent in jenem Journale fertigte dasselbe mit der ganz einfachen Bezeichnung „Dummheit“ ab. Und wie classisch in seiner Art ist dieses Stück! Und wie unclassisch dagegen nimmt sich eine solche geistige Vornehmthuerey aus! Die Leute in den Logen schütteln sich vor Lachen, und mit Lachthränen im Auge, riefen sie ein um das andere Mal aus: „Dummheit, grenzenlose Dummheit!“ Das Gespenst zündet den Mond an auf dem Walle und schnupft einen weißen Tabak und trinkt weiße Chocolate, und erinnert in der Unterwelt einen zweyten Geist, daß er doch auf die Oberwelt gehen und daselbst seine Schulden bezahlen solle, da es eine rechte Schande wäre für einen soliden Geist, einem Lebenden etwas schuldig zu seyn — — „welche Dummheit! Nu das ist recht österreichisch! Gespenster, Geister, welche Ungereimtheiten, strotzend von Unmöglichkeiten aller Art!“ Dieselben ästhetischen Zuschauer aber lesen mit Entzücken die Märchen aus tausend und eine Nacht, dieselben, welche diese ins dramatische Leben gerufenen Dichtungen unerträglich finden.

O süßer Aberglaube der südlichen Fantasie, wie groß stehst du da neben dem Simplicismus des geistigen Nordens, in jedem Falle wie schön!

O saget mir doch, ihr stolzen Söhne des Denkens, wie viel alberner ist

denn dieser Gespensterglauben (in der Dichtung) als die Hoffnung von mehreren tausend Menschen auf einen Treffer in der Classenlotterie? Ihr gebt euch durch drey Monate dem Zauber eurer Fantasie hin, die euch Schlösser aufbaut und Himmelslieder singt, und — diese? glauben durch drey Stunden, es könne geschehen seyn und geschehen, daß ein Wesen höherer Art sie heraushebe aus der Welt, in der das Elend wurzelt, und versetzen in eine, worin Edensblumen die Häupter über ihren Schmerzen zusammenneigen, sie erquickend mit ihrem unvergänglichen Dufte. Der Südländer denkt in Bildern; seine Ideen verkörpern sich im Werden, und erst aus dem Körper zieht er sich den Geist, aus dem Bilde den Gedanken ab; und so wird leicht das Spiel seiner Fantasie zum Märchen, so werden seine Hoffnungen zu Träumen, seine Geister zu Menschen, und diese wieder zu Geistern, und die Geschichte zur Mythe. Der Wahrheit mathematische Einfachheit befriedigt ihn nicht, weil sie ihn nicht ausfüllt; der Dichter muß vor seinen Augen Wunder wirken, und gerne glaubt er sie alle, wenn sie nur seiner Einbildungskraft Spielraum eröffnen, und ihn heraustreten machen aus seinem Ich; nackte Wahrheit haßt er; sie ist ihm zu schwerfällig, denn sie folgt weder seinen Träumen, noch vermag sie diese zu deuten; und er verläßt ihre Grenzen und schweift trunken umher in einem Gebiete, in welchem er frey ist, in welchem er, hineilend im holden Leichtsinne, nicht auf allen Kreuzwegen von der Gensdarmrie des Verstandes um seinen Paß befragt wird. So ist er durch seine Fantasie.

Sein Wit, in wie fern sich dieser reflectirend äußert, macht vollends gut, was allensfalls die zu lockere Einbildungskraft bey dem Verstande verderbt hatte; ja er persifflirt sich selbst in seinen fantastischen Verirrungen und schlägt seine eigenen Traumkinder mit Späßen todt. So viel meine ich sagen zu dürfen in Bezug auf das Localzauberstück. In der Localposse endlich sieht sich der Wiener in seinem Prater, im Kreise der arglosunbefangenen Schönen, unter einem Himmel voll Geigen, auf denen die heiterste muthwilligste Laune als Virtuose spielt. Wie diese Laune bey dem Franzosen fast alles zum Tanze, bey dem Italiener zum Gesange macht: schafft sie bey dem Wiener alles zum Späße um. Späße sind seine Sonnenschirme und Fächer mit Stanzas aus Tasso und Ariosto, Späße seine Entschats, Späße sind sein Alles. Glaubet ja nicht, ihr Verstandesmenschen, daß er an den Geisterpuck seiner Geisterposse glaubt, aber er würde glauben, daß es in euren Köpfen spuckt, würdet ihr während der Darstellung des Spuckes nicht an den Spuck glauben.

„Du ereiferst dich zu sehr, mein guter Humor, sonst würde ich dir hierüber noch eine Frage vorgelegt haben, deren Beantwortung mir, obwohl ich in Wien zu Hause bin, nicht leicht fällt.“

Laß hören!

„Sieh, Humor, du sprachst so eben von Berlin und dem sogenannten Verstandesleben der Bewohner dieser großen Hauptstadt Norddeutschlands, zum Unterschiede von dem Gemüthsleben des Wieners. Sag mir nun, worin denn eigentlich das Gemüthliche des Wiener Lebens bestehe; denn offen gestanden, Berlin bietet — bis auf die Naturschönheiten — beynähe alle Genüsse, die sich in Wien finden. — Norddeutschland ist Deutschlands Kopf, Süddeutschland ist das Herz. Aber gleichwie wir noch keine ausreichende Definition für Gemüth haben, so wenig läßt sich sagen, worin sich eigentlich das Gemüthliche im Leben des Süddeutschen und besonders des Wieners begreife. Hat der Berliner

alle Genüsse des Wieners, nun — so genießt er sie nicht so wie der Wiener; dieser ist, mich so auszudrücken, um den Genuß des Genusses reicher. Der Wiener ist nicht mit dem Genusse allein zufrieden, sein Gemüth aber ist es, was ihm seine Genüsse würzt und vermehrt. Hier genüge ein Beyspiel aus dem gewöhnlichen Leben. Der Wiener raucht so leidenschaftlich als der Berliner; aber begnügt er sich mit dem einfachen Genusse des Rauchens? Selten sieht man eine Cigare in seinem Munde; der Ärmste schafft sich eine Pfeife aus Meerschäum an, und findet sein Vergnügen an dem sich allmählig Färben dieser Masse, nicht begreifend, wie man aus einem Porzellanyseifenkopfe rauchen könne, der sich nie verändert. Er will von Allem etwas haben. Diesen Grundsatz findet man in allen Classen lebendig ausgesprochen; er ist das Princip des Wiener Lebens. Als ein liebenswürdiger Egoismus dominirt er die Gesellschaft; ich sage, ein liebenswürdiger, denn er spricht sich eben so im Geben als im Beghe ren und Nehmen aus: damit er bestehen könne, gibt er; damit er geben kann, empfängt er. Hieraus entspringt ein geselliger Verkehr, von dem der Norddeutsche keinen Begriff hat. Das Gemüth ist die Basis eines Volkstheaters, weshalb Wien immer ein solches haben wird, Berlin nie eines gründen kann. Das Gemüth ist der Proteus, der den Menschen tausendmal anders gestaltet, Verhältnisse herbeiführt, Situationen ordnet und jenes Leben schafft, das — sich darstellen läßt.“

III. Der Ostermontag.

Wien liegt bekanntlich (oder auch nicht bekanntlich) über vier Breitengrade südlicher als Berlin, und ungefähr einen halben Breitengrad südlicher als Paris^{*)}. Daß in Wien der holde Len; seiner Braut, der Natur, früher den Vermählungskuß ausdrückt, und daß es hier länger in den Zweigen rauscht; daß die lachende Donau, indem sie die glühende Windobona in ihre Wellenarme schließt, dieser die frische Rebe zur Erquickung reicht; daß hier die Mädchen mehr hüpfen als gehen, und — aus dunklen Augen sehen, das, nun das liegt alles in diesem Unterschiede der Breitengrade.

In Wien ist alle Tage Sonntag, wie man sagt; aber nicht alle Tage — Ostermontag. Wie so? Das will ich nun eben sagen.

Zu Ostern ist in und um Wien schon Alles grün, und am Ostermontage feyert der Frühling sein Hochzeitfest im Prater; denn am ersten May, der die Wiener zu einer glänzenden Assemblée in dem großen Augarten und Prater ruft, haben die Kastanien schon verblüht und beschatten die Alleen mit langen, breiten Blättern.

Am Ostermontage findet die berühmte Praterfahrt Statt. Ich zählte manchmal über zweytausend Wagen, die von 4 Uhr Nachmittags an bis spät Abends vom Stephansplaz die lange Rothenthurmstraße und die freundliche Jägerzeile entlang, in zwey Reihen, Schritt für Schritt, in den Prater fahren und wieder zurück. Was aber soll ich von dem Gedränge sagen, das dieser Fahrt hinabfolgt, von den Tausenden, die im Prater die Alleen hinauf vor den eleganten Kaffehäusern sitzen, und den abermal Tausenden, die zwischen diesen und den Fahrenden promeniren? Was ferner von dem Glanze der Kaiserlichen und dem Reichthume und Geschmacke der Equipagen, in denen die Gesandtschaften, die ungarischen Magnaten und der reiche böhmi-

^{*)} Paris: 48° 50' 15", Wien: 48° 12' 23", Berlin: 52° 31' 30".

sche und österreichische Adel seine Pracht zur Schau trägt? Und was endlich von den zauberhaften Toiletten der Wienerinnen, die an diesem Tage alle ihre Künste entfalten, um die Natur an Reizen zu überbieten? Man pflegt zu sagen: Das will gesehen seyn!

(Der Schluß folgt.)

An meinen frühentschlummerten Freund Ludwig Halirsch.

So hat dich uns der Genius entführet,
Von dem — wie tief im Herzen todesbang,
Wie kalt von seiner Geisterhand berührt,
Dein ernstes Lied „vom Meister Tod“ uns sang*)!

Ja, eh' des todten Freundes Lebensworte
Du, treuen Sinns, der Nachwelt anvertraut,
Betratst du durch dieselbe dunkle Pforte
Das Land, wo man die Todten wiedersehaut**):

So war's nicht Heimweh, nein, ein trübes Ahnen,
Was gar so tief wehmüthig dich umsing
Beym Scheiden vor dem Flug nach Südens Bahnen,
Wo doch dein Lebensbaum voll Blüten hing!

Getrocknet war des Abschieds heisse Thräne,
Des Abschieds Flammenseufer war verweht;
Voll Lebensglut, voll tausendfält'ger Schöne
Umring dich Wälschlands Reiz und Majestät.

Wie Memnon's Bild ertönt im Licht der Sonne,
Ertöntest du in Wälschlands Götterglanz,
Und fastest Spiel und Ernst und Weh' und Wonne
Aus Südens Welt in einen Blütenfranz.

Und Höh'res, Schön'res galt es noch zu schauen
In goldner Zukunft: nach dem ew'gen Rom
Und nach Neapel's heitern Götterauen
Trieb Sehnsucht deines Lebens reichen Strom.

Da zuck' ein Blitz und traf mit schnellem Streiche
Den jungen Baum, so grün, so blüthenschwer;
Da schoß der Strom, der schöne, segenreiche,
Durch dunkle Seitenbucht in's nahe Meer.

Ach, gibt es Trost bey einer solchen Trauer?
Es ruft sein sel'ger Geist aus heitern Höh'n:
„Nicht ruht des Lebens Werth auf seiner Dauer,
Und lebt' ich kurz, so lebt' ich voll und schön!“

„Wie Mancher lebt in achtzig trägen Jahren
Nicht halb so viel, wie ich im letzten Jahr;
Und ungetrübt hab' ich sein Glück erfahren,
Ich wußte nicht, daß es das letzte war.“

„Ja, kurz und schön hinlebt' ich für das Schöne,
Und kurz und schön hat mich der Tod berührt;
Da gab es keine bange Jammerscene,
Auf Blütheschwüngen hat er mich entführt!“

„Und keiner Gattinn, keiner Kinder Weinen
Beklemmte mich, als mir die Welt zerrann;
Mit tiefstem Weh' gedacht' ich nur an Einen,
Der mir das Leben gab, — doch er ist Mann!“

*) Im letzten Winter vor seiner Reise nach Italien schrieb Halirsch ein tiefergreifendes, lyrisch-didactisches Gedicht: „Meister Tod.“

***) Mit wahrer Pietät für dahingegangene Lieben dachte Halirsch an die Herausgabe des werthvollen Nachlasses seines frühverstorbenen Freundes Eugen Welsch.

„Der Allbarmerz'ge möge Trost ihm spenden;
Er heitre auch der Freunde trüben Sinn!
D denkt: nicht enden muß' ich, nur vollenden!
Vom Abendland' zog ich nach Eden hin.“

Nun denn, leb' wohl, auf frohes Wiedersehen!
Wir trösten uns, doch wir vergessen nicht:
Dein Geisterhauch soll liebend uns umwehen,
Dein Bild unglänz' uns im Erin'nungslicht!

Uns blieb es hell, wie wir zuerst dich fanden,
Dein erster Händedruck, er bleib' uns warm,
Uns bleib' lebendig, wie wir uns verbanden,
Hinschreitend durch das Leben Arm in Arm!

In uns erglüh' Erin'rung mancher Stunde,
Verjauchzt am Hochaltare der Natur,
Wo die Begeist'ung stand in unserm Bunde,
Wo jeder Blick ein stummer Freundschaftsschwur!

So bleibt dein treues Bild uns unvergessen —
Und fällt uns jener Abschiedsabend ein,
So ist uns wohl, als schaue durch Cypressen
Der liebe Mond auf uns, wehmüthig rein!

Eduard Eiseiue.

M i s c e l l e n .

Von J. J. L.

Was ist groß? — Die Antwort auf diese Frage ist vielleicht gleich schwer, es mag von körperlicher oder von moralischer Größe die Rede seyn. So ist, um zuerst einige Worte von jener zu sagen, unsere ganze Erde das Größte, was wir in unserer Nähe sehen, eine Kugel von 2659 Millionen Kubikmeilen, mit einem Gewichte von 87142,000000 Billionen Centner, ohne Zweifel groß zu nennen, wenn wir sie, wie gewöhnlich, mit der Größe des menschlichen Körpers vergleichen, von denen erst etwa 58,000 Billionen ein der Erde gleiches Gewicht haben würden. Aber wie klein erscheint dieselbe Erde, wenn wir sie bloß mit der Sonne vergleichen, mit einer andern Kugel, aus welcher man 1,395000 solcher Kugeln, wie unsere Erde ist, machen könnte. Aber auch diese Sonne ist wieder nur sehr klein gegen den Raum, welchen ihr Planetensystem einnimmt, und der, auch nur bis zu Uranus gerechnet, über 64000,000000mal größer ist, als der Inhalt der Sonne. Auch diese Größe endlich verschwindet wieder als ein unmerklicher Punct gegen die Ausdehnung des Sternensystems, der Milchstraße, von welcher unser Sonnensystem wahrscheinlich einen obschon unmerklichen Theil ausmacht. Und was ist selbst diese Milchstraße, deren Grenzen wir nicht einmal mehr mit unserer Phantasie anzugeben im Stande sind, was ist sie gegen das zahllose Heer aller übrigen Milchstraßen, die uns selbst in den stärksten Teleskopen nur mehr wie ein matter Schimmer aus den Tiefen des Himmels herüberdämmern? Und wie, wenn sie alle, diese Myriaden von Welten, wohl selbst wieder nur ein Punct gegen alle übrigen Welten sind, die wir nicht mehr sehen können, und das müssen sie sogar seyn, wenn wir anders nicht annehmen wollen, daß die Schöpfung irgendwo aufhört, und daß jenseits dieser Grenzen nichts mehr ist. So wenig wir uns unterfangen dürfen, die Eigenschaften des unennbaren, unendlich über uns erhabenen Wesens, dem alles, was ist, sein Daseyn verdankt, ergründen zu wollen, so widerstrebt es doch unserer Vernunft, ihn und seine Kraft, und also auch seine Werke, als die Wirkungen dieser Kraft, anders als völlig unbeschränkt zu denken, und es ist widersprechend eine Allmacht anzunehmen, die irgendwo eine Grenze hat, eine Allmacht, die irgendwo nichts mehr vermag, so daß wir also durch unser eigenes Denkvermögen gezwungen sind, die Anzahl der Sonnen- und Sternensysteme in der That als unendlich groß, als ohne Ende nach allen Dimensionen im Raume fortgehend anzunehmen, wodurch denn daher das Größte, was

wir mit unsern Sinnen sehen, was wir mit unserm Verstande denken, was wir mit unserer Phantasie uns einbilden können, nur als ein Punct, als ein wahres Nichts gegen das unendliche All erscheint, mit welchem sich überhaupt gar nichts mehr vergleichen läßt.

So erhaben, oder was hier dasselbe ist, so unbegreiflich uns aber auch diese Betrachtung vorkommen mag, so wird sie doch noch dem noch viel erhabenern Begriffe des Wesens aller Wesen nicht angemessen, nicht würdig genug erscheinen, wenn wir bedenken, daß die Unendlichkeit, die wir ihm in unserm Verstande beylegen müssen, sich bisher nur auf den Raum bezogen hat, welchen die Wunder seiner Allmacht erfüllen. Es dringt sich nemlich noch die Frage auf, wann, in welcher Zeit hat diese unnennbare und unbegreifliche Kraft angefangen, diesen endlosen Raum zu bevölkern? Und wann wird sie wieder aufhören es zu thun? — Offenbar können wir auch hier ohne Widerspruch nicht annehmen, daß diese in einem unendlichen Raume jezt sich offenbarende Macht irgend einmal unwirksam und ohnmächtig gewesen sey, oder daß sie es je werden könnte, weil dieses wieder eine Beschränkung des Wesens wäre, das wir uns durchaus nicht anders als unbeschränkt vorstellen können. — Selbst der endlose, nach allen Seiten ohne Grenzen ausgebreitete Raum, mit unzähligen Welten besetzt, ist daher, wenn er isolirt gedacht wird, nur ein dem höchsten Wesen noch ganz unangemessener, seiner wahren Größe unwürdiger Begriff, und es ist durchaus nothwendig, wenn wir uns ihn als unbeschränkt denken sollen, mit der Unendlichkeit des Raumes zugleich die Ewigkeit der Dauer seiner Werke zu verbinden, und so die in doppelter Beziehung, des Raumes und der Zeit nach, ewige Welt als den Ausfluß derjenigen Macht zu betrachten, die durch keinen Maßstab der Ausdehnung oder der Dauer mehr gemessen werden kann. Die Zeit selbst also ohne Anfang und ohne Ende, oder die Ewigkeit selbst ist daher nicht hinlänglich, die Zeugnisse des höchsten Wesens zu fassen, wenn sie nicht zugleich mit der Unendlichkeit des Raumes verbunden wird.

Nach diesen Betrachtungen — was ist also groß? — Die Antwort ist von selbst klar, wenn wir von nun an das Wort in seiner wahren Bedeutung brauchen wollen. Da dieß aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gesehen wird, so wollen wir zum Schlusse dieses Gegenstandes noch sehen, was wir Menschen gewöhnlich groß zu nennen pflegen. Ich spreche aber von der sogenannten moralischen Größe, nachdem durch das Vorhergehende die physische Bedeutung des Wortes, wie ich glaube, hinlänglich genau bestimmt worden ist.

Man nennt den Alexander groß, weil er die halbe damals bekannte Welt erobert hatte; und Cäsar wird groß genannt, weil er, nach seinem eigenen Geständnisse, in 50 Feldschlachten nicht weniger als 1,200,000 Menschen seinem Ehrgeize geopfert hat; und dergleichen große Männer hat es leider nur zu viele gegeben, und sie sind, wenn auch nicht durch die Wohlthaten, mit welchen sie das unter ihrer Last seufzende Menschengeschlecht beglückt haben, so gut bekannt, und einige der größten derselben noch so im frischen Andenken ihrer Zeitgenossen, als daß es nothwendig seyn dürfte, sie und ihre unsterblichen Verdienste um die Welt und Nachwelt hier umständlich aus einander zu setzen.

Das Alterthum war mit dieser Benennung sehr sparsam; und selbst die Römer, diese erobernde Nation, in der jeder Bürger Soldat war, in der nur die Tugend des Soldaten hochgeschätzt wurde, selbst diese Römer setzten die Größe des Mannes nicht in glänzende Eroberungen, sondern in die Ausübung einer viel schwerern Tugend, in die Befestigung seiner selbst. Vor den Zeiten der Imperatoren, aus welchen wohl Niemand Beispiele von dieser Art der Größe suchen wird, erhielt diese Benennung als Ehrenname nur ein einziger Römer, Pompejus, und zwar nicht als Belohnung für seine Siege über so viele überwundene Nationen, sondern als Preis des schwereren Sieges über sich selbst. Während der bejahrte Dictator Sylla, früher der Schrecken des römischen Reiches, sich als Privatmann in die Stille zurückgezogen hatte, um von seinen Sünden auszuruhen, erhielt Pompejus, damals ein junger Mann in der Blüthe seines Alters, nachdem er an der Spitze von sechs geübten Legionen alle Feinde der Römer zu Boden gestürzt hatte, von dem Senate in Rom den Befehl, die große Armee zu entlassen, und das Commando niederzulegen. Die Legionen empört über die Vereitelung ihrer Hoffnungen und den vermeinten Schimpf, drän-

gen in ihren Feldherrn, der wohl wußte, daß jener Befehl von der Mißgunst seiner Feinde kam, sie nach Rom zu führen, um aus ihren Händen die Herrschaft der Welt zu empfangen, eine Unternehmung, die später von Cäsar, von Augustus u. m. a. ohne Bedenken angenommen und ausgeführt wurde. Aber der junge Republicaner, dem es, wie die Folge zeigte, nicht an Ehrgeiz fehlte, verwarf den Vorschlag mit Unwillen, und erklärte den erfaunten Legionen, daß er, ehe er die Veranlassung zu einem Bürgerkriege gäbe, sich an ihrer Spitze das Leben nehmen würde. Der römische Senat, gerührt durch diesen heroischen Patriotismus, erlaubte dem Pompejus, mit seiner ganzen Armee nach Italien zu kommen, ging ihm mit dem alten Sylla bis an die Thore Roms entgegen, und gab ihm für diese edle Handlung durch ein Senatsconsult den Namen des Großen, indeß er sich selbst, nach der Eroberung von Asien und Griechenland, nach der Überwindung des Mithridates und der des Marius, bloß den Beynamen des Glücklichen beylegte. — Von allen römischen Senatoren wußte ohne Zweifel Sylla am besten den wahren Werth jener Handlung des Pompejus zu schätzen, da er nicht geringeren Anspruch auf dieselbe Benennung des wahrhaft Großen sich erworben hatte. Nachdem Sylla alle seine Feinde überwunden; nachdem er die Parteyen, die an dem morschen republicanischen Staatskörper, wie Würmer an einem Leichname, nagten, erstickt; nachdem er Ruhe und Ordnung wieder eingeführt und sich zum unumschränkten Herrn Roms und dadurch der ganzen damals bekannten Welt gemacht hatte, gab er, mit eben der Gleichgültigkeit gegen den Reiz der Ehrsucht, als gegen die Nachsucht seiner Landsleute, unter welchen er ganze Heere erbitterter Feinde zählte, da sie so lange unter seiner eisernen Zuchttrube gezittert hatten, gab der Dictator endlich alle seine Macht in die Hände des Senats zurück, um als Privatmann in Ruhe auf seiner Villa das ungestörte Glück eines Privatmannes zu genießen. — Als später C. J. Cäsar, ebenfalls Dictator von Rom, in einer Gesellschaft die Mäßigung des Sylla loben hörte, der die Dictatur freywillig niederlegte, half er sich mit der scherzenden Antwort: „Sylla literas nescivit, tu dictare non potuit.“ Sylla war nemlich ein wissenschaftlich ungebildeter Mann, und der Doppelsinn des Wortes dictare bedarf keiner Erklärung.

Correspondenz-Nachrichten.

Der erste März 1832 zu Prag.

Kann es wohl ein heftigeres und erhebenderes Fest geben, als den Bund kindlicher Ehrfurcht und Verehrung eines treuen Volkes mit der huldvollen Vater- und Herrscherliebe, wo diese die Millionen seiner Unterthanen seit vier Jahrzehenden beglückt? — Ein solches brachte uns der erste März mit der Feyer des glorreichen Regierungsantrittes Seiner Majestät des Kaisers. Im Einklange mit dem stillerhabenen Gemüthe unseres großen Monarchen, wurde dieses Fest nur mit einer religiösen Feyerlichkeit begangen. Ein großes Hochamt wurde um 9 Uhr in allen Kirchen der Stadt, um 11 Uhr in der Domkirche zu St. Veit abgehalten, dieses versammelte die treuen Unterthanen in allen Tempeln des Herrn, und gewiß war die stillernste Feyer die geeignetste, die Herzen der treuen Böhmen zu erheben, und ihren Dank wie das heiße Flehen um die Erhaltung des geliebten Landesvaters bis in das höchste Greisenalter rein und ungetrübt zum Throne des Allerhöchsten emporsteigen zu lassen. Nächst der kirchlichen Feyer waren es vorzüglich Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, womit die Böhmen das heilige Fest des Vaters begingen. In der Vorstadt Carolinenthal wurde die erste hiesige Kinderwaisenanstalt feyerlich durch den Generalgroßmeister des ritterlichen Kreuzherrnordens mit dem rothen Stern, Hrn. J. Köhler, eröffnet, welche ihre Gründung dem stillwirkenden Hrn. Fabrikinhaber Jerusalem verdankt; derselbe hat sich auch erboten, die Kosten des ganzen ersten Jahres zu bestreiten, und für die Folge hat der oben erwähnte würdige Prälat den Bedarf der Anstalt zu decken übernommen. In der obern Neustadt wurde von Sr. Excellenz dem Herrn Obersiburggrafen von Chotek der Grundstein zu einer ähnlichen Anstalt von größerem Umfange, und mit einer Correctionschule für verwahrloste Kinder verbunden, gelegt, welche seit längerer Zeit von dem Hrn. Bürgermeister Sporischil und Hrn. Stadthauptmann Ritter von Hoch vorbereitet ward. Auch die Anstalt zur Heilung und Pflegung armer Studirender, welche Prof.

Krombholz begründete, ist an diesem Tage der Freude ins Leben getreten, nachdem durch sein Besspiel und sein rastloses Streben bereits ein Stiftungscapital von 7080 fl. C. M. gesammelt ist.

Zahlreiche andere Acte der Wohlthätigkeit erhöhten die Feyer des Tages, welcher ein wahrer Freudentag für die Bewohner Prags war.

Unsere Bühne beging das Fest mit der Aufführung des „Heinrich von Hohenstaufen“, historisches Drama in 5 Aufzügen von Caroline Pichler, welches sich durch den Umstand, daß sein Inhalt neben der Haupthandlung uns gleichsam die Morgenröthe des erlauchten Habsburg'schen Stammes vor die Augen führt, vorzüglich eignete, das Fest des Volkstjubels über die lange, milde und segenreiche Regierung des erhabenen und geliebtesten der Regenten aus dem Hause Habsburg zu schmücken. Dem Schauspiel ging voraus: „Fürstengröße“, Prolog in 6 Tableaux von A. von Hofbauer. Otto (Ulle. R. Herbst) und ein Fremdling (Hr. Ernst) waren die sprechenden Personen des Prologs, und in den analogen Tableaux zeigten sich uns die wichtigsten Tugenden des allgeliebten Landesvaters: Gerechtigkeit, Weisheit, Milde, erhabene Seelengröße in Gefahren, und Friedensliebe, welche die Muse der Geschichte — öfter von lauter Freude des Publicums unterbrochen — im ernstern, würdigen Style erläuterte. Zum sechsten Male erhob sich der dunkle Waldvorhang und mit Entzücken erblickte das im vollen Sinne des Wortes überfüllte Schauspielhaus das Bild Sr. Majestät im Ornat als Großmeister des Leopoldordens, im Hintergrunde die Stadt Prag, und vor dem erhabenen Conterfey Bewohner aller seiner Staaten im bunten Gemisch gruppiert, welche das herrliche „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ anstimmten. Überrascht durch den unerwarteten Anblick der geliebten Züge, durch die süßen Töne, erhob sich das ganze Auditorium in Wonne und Ehrfurcht, und hunderte von Kehlen, selbst zarte Kinderstimmen fielen in die wohlbekannte Melodie der Volkshymne ein, die nach dem Fallen des Vorhanges noch einmal wiederholt werden mußte, und Minutenlang hallten die Jubeltöne der Unterthanenliebe nach. Auch der prophetischen Schlusfreda Kaiser Friedrich II. waren einige Verse mit Bezug auf den Ruhm des Stammes Habsburg und die heilige Erinnerung des Tages angefügt, und schon bey der Stelle:

„Doch von des herrlichen Geschlechtes Söhnen
Vor allen Einer glänzt in hellem Licht,
Und, ob ihn gleich vier heilige Kronen krönen,
Des Volkes Liebe ihm die schönste sieht.
Die Milde, Weisheit, jeder Tugend Glanz,
Die Zukunft nennet sie mit einem Namen: — Franz!“

wurde der Darsteller des Kaisers durch den Jubel der versammelten Menge unterbrochen, und nach dem Dank an den Schöpfer, der ihn uns geschenkt, und die herzliche Bitte, uns ihn noch lange zu erhalten, steigerte sich der rege Enthusiasmus zum Freudentaumel, der das weite Haus zu erschüttern schien. Die Aufführung des Stückes war im Ganzen gut zu nennen, was sich von selbst versteht, wenn wir als Friedrich unsern wackern Künstler Hrn. Bayer nennen, an dessen Seite sich die Ulles, Nina und Friederike Herbst (Margarethe und Brunhilde), die H. H. Moriz (Friedrich von Österreich) und Ernst (Heinrich) u. s. w. ihre Talente mit Liebe und Sorgfalt edlen Aufgabes geweiht hatten. Vorzüglich aber schien die heilige Feyer des Tages einen Kunstgenießer, Hrn. Woller (Rudolph von Habsburg) zu begeistern, der, seit wir ihn das letzte Mal gesehen, so schöne Fortschritte, eine so glückliche Beherrschung, sowohl des Stoffes, als seines Organs bewies, und vorzüglich in der Erzählung des letzten Actes so kräftig, gemüthlich und zugleich besonnen einwirkte, daß ihm wiederholter rauschender Beyfall zu Theil wurde, und wir ihm zu dieser Leistung, die einen Wendepunct in seiner theatralischen Laufbahn zu bilden verspricht, vom Herzen Glück wünschen, zugleich aber mit zuversichtlicher Hoffnung des Erfolges zu fortgesetztem, gleich ernstem Studium ermuntern wollen.

Für Blumenfreunde.

Die allen Blumenliebhabern so interessante Hyacinthen- und Tulpenfur in der botanischen Abtheilung nächst Hiezing im L. L. Hofgarten zu Schönbrunn prangt eben jetzt in der herrlichsten Entwicklung des Frühlingkleides.

(Mit Nr. 16 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.